

Ohne Zweifel gehören die Grabungen im Bereich des Kölner Domes zu den wichtigsten Kirchengrabungen in Deutschland, die nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges auch an anderen Stellen wesentliche neue Ergebnisse zur Geschichte des Kirchenbaues erbrachten. In Köln beschloss das Kölner Domkapitel am 22. Oktober 1945, archäologische Untersuchungen im Dom durchzuführen, deren Ziel es sein sollte, die Lage des so genannten Alten Domes festzustellen und zu prüfen, ob dies ein römischer oder ein Neubau des 9. Jhs. sei und ob darüber hinaus irgendwelche Informationen über eine vorkarolingische Bebauung gewonnen werden können. Mit den Grabungen begann Otto Doppelfeld als wissenschaftlicher Leiter am 21. Mai 1946, unterstützt durch Dombaumeister Willy Weyres. Spektakulär war 1959 der Fund der beiden fränkischen Fürstengräber unter dem Domchor, die als Beweis dafür angesehen wurden, dass spätestens seit dem 6. Jh. an diesem Ort eine Kirche bestanden habe. 1962 übernahm Willi Weyres die örtliche Grabungsleitung, während Otto Doppelfeld wissenschaftlicher Leiter blieb. Ab 1970 war Arnold Wolff neuer Dombaumeister und damit auch verantwortlich für die Domgrabung. Kurz nach dem Tode Otto Doppelfelds (1979) erschien 1980 in der Reihe der Kölner Forschungen ein Sammelband mit den wichtigsten Grabungsberichten, die Doppelfeld und Weyres regelmäßig in dem 1948 neu erschienenen Kölner Domblatt und andernorts vorgelegt hatten. Im Gegensatz zu vielen anderen Grabungen dieser Art, die oft genug jahrzehntelang oder gar bis heute unpubliziert blieben, hatte man sich in Köln bewusst dazu entschlossen, regelmäßig Bericht zu geben und damit Diskussionsgrundlagen zu bieten. Kritisiert wurde indessen, dass allzu oft eine exakte Befundvorlage fehlte, die es erlaubt hätte, die vorgeschlagenen Interpretationen und Datierungen der einzelnen Bauphasen auch zu überprüfen. Doppelfeld hatte insgesamt 14 mit römischen Ziffern bezeichnete Bauphasen mit zahlreichen Untergliederungen vorgeschlagen, die sich in den folgenden Jahrzehnten in der wissenschaftlichen Diskussion einbürgerten. Eine vollständige Fund- und Befundvorlage wurde seit langem gefordert, um damit gerade auch die Fragen der frühen Bauphasen auf eine sicherere Grundlage zu stellen.

Zusammenfassend finden sich die Ergebnisse der Kölner Domgrabung aus den Jahren 1946–1983 und die daraus abgeleiteten Interpretationen dargestellt im Band 1 der Studien zum Kölner Dom: W. WEYRES, Die vorgotischen Bischofskirchen in Köln (Köln 1987), und fanden z. T. auch noch Eingang in den 1991 erschienenen Nachtragsband der »Vorromanischen Kirchenbauten«, obwohl schon das vom 14.–17. März 1984 in Köln veranstaltete Kolloquium zur Baugeschichte und Archäologie (Beiträge veröffentlicht in: W. WOLFF [Hrsg.], Die Domgrabung Köln. Altertum – Frühmittelalter – Mittelalter. Stud. Kölner Dom 2 [Köln 1996]) erhebliche Vorbehalte zu den Interpretationen der spätantiken und frühmittelalterlichen Phasen offenbart hatte. Umso dringender wurde erneut die Forderung nach einer exakten Baubefund- und Fundvorlage erhoben, um endlich

SEBASTIAN RISTOW, *Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Domes*. Mit Beiträgen von LOTHAR BAKKER und DOROTHEA HOCHKIRCHEN. Studien zum Kölner Dom Band 9. Verlag Kölner Dom, Köln 2002. 626 Seiten, 83 Abbildungen, 29 Tafeln und 11 Beilagen

Hypothesen und Fakten voneinander unterscheiden zu können. So hielt nach 50 Jahren archäologischer Grabungen unter dem Kölner Dom auch das Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, das seit 40 Jahren die Grabung und deren Aufarbeitung fördert, eine zusammenfassende und auswertende Darstellung der bisherigen Grabungsergebnisse für unbedingt notwendig, ehe weitere Untersuchungen durchgeführt werden. Wenn nunmehr mit der Vorlage des zu besprechenden Buches diese Aufgabe, zumindest was die frühen Bauphasen für »die Zeit vom Beginn der kirchlichen Nutzung dieses Platzes bis zum Bau des Alten Domes« angeht, erfüllt ist, so gilt allen daran Beteiligten zunächst einmal Dank und Anerkennung für diese außerordentlich mühevollen Arbeit, die nur der richtig abzuschätzen vermag, der selbst einmal einen solchen Grabungskomplex zu bearbeiten hatte oder hat.

Mit dem Archäologen Sebastian Ristow, der sich schon in seiner Arbeit über die frühchristlichen Baptisterien und in anderen Studien mit den Kölner Befunden befasst hatte, war ein Bearbeiter für diesen Bereich gefunden, der auch durch seine langjährige Tätigkeit im Team der Kölner Domgrabung entsprechende Erfahrungen hat sammeln können. Ergänzend lieferte Lothar Bakker einen Beitrag zu der in den Grabungen aufgefundenen sog. Argonnensigillata, während Dorothea Hochkirchen den Katalog ausgewählter Steinfunde vorlegte. So nimmt der Leser mit Freude diesen ersten Band der Grabungspublikation in die Hand, die jedoch durch die einleitende Bemerkung (S. 11) sogleich getrübt wird, dass nämlich für die Erarbeitung dieses Bandes nur eine sehr knapp bemessene Zeit – die Rede ist von nur einem Jahr – zur Verfügung stand, weswegen eine Vorlage sämtlicher Funde des Bearbeitungszeitraumes nicht zu leisten gewesen sei; dies sei demnach nach wie vor zu wünschen!

Das 626 Seiten umfassende Buch beginnt nach Geleitwort, Vorwort und Danksagung mit der von S. Ristow verfassten Einleitung (S. 15–26), der sich Bemerkungen zu den Befunden (S. 27–31) anschließen. Danach folgt der erste Hauptteil der Arbeit (S. 33–82), eine Darstellung der Abfolge der Bauten bis zur Karolingerzeit, an die sich mit den Zusammenfassungen und einem Nachwort die Deutung der Baubefunde (S. 83–106) anschließen. Der zweite Hauptteil enthält die Beiträge von L. Bakker über die rädchenverzierte Argonnen-Terra-sigillata (S. 109–123; Katalog S. 535–550), von D. Hochkirchen die Bearbeitung ausgewählter Steinfunde (S. 125–149; Katalog S. 551–592) sowie die wieder von S. Ristow vorgelegten Kataloge der Befunde (S. 155–349) und der Funde (S. 351–533). Ein Tafelteil (Taf. 1–29) schließt das Buch ab, dem zusätzlich elf Planbeilagen beigelegt sind.

In seiner Einleitung weist Ristow darauf hin, dass es angesichts der »Interpretation der Bauphasen aus spätantiker und frühmittelalterlicher Zeit, die in gut fünfzig Jahren Ausgrabungszeit unter und um den Kölner Dom dokumentiert werden konnten,« zunächst erforderlich

gewesen sei, »einen Überblick über die bisher weitgehend unbearbeiteten Funde zu gewinnen« (S. 15). Dies bedeutete ein Aussortieren der Keramikfunde des 4. bis 8. Jhs. aus der Masse der römischen, spätkarolingischen bis hochmittelalterlichen und neuzeitlichen Keramikmengen. Dabei seien aber nur diejenigen Funde behandelt worden, die »aus stratigraphisch relevanten und nicht mit jüngerem Material durchmischten Fundkomplexen« stammen. Dies berge jedoch die Gefahr einer gewissen Fehlerquote in sich, und es sei bedauerlich, dass die Bearbeitung der römischen ebenso wie der Funde ab dem 9. Jh. erst zu einem späteren Zeitpunkt stattfinden werde. Ebenso konnten auch die etwa 4000 Kleinfunde nur exemplarisch gesichtet werden, so dass auch hier der Anteil fehlerhafter Zuweisungen ungewiss sei. Es wird jedoch dem Leser zur Beruhigung versichert, dass es »wegen des insgesamt relativ geringen Anteils stratigraphisch auswertbarer Fundkomplexe« kaum zu befürchten sei, »dass gravierende Änderungen der in der vorliegenden Untersuchung erarbeiteten Befundchronologie auftreten werden« (S. 15).

Auch zu den beigegebenen Planbeilagen, die für den Bauforscher, den Kunsthistoriker und Archäologen in einer solchen Publikation einen wesentlichen Teil darstellen, bemerkt Ristow, dass sie »nur die für die Interpretation wichtigsten Befunde des Untersuchungszeitraumes« zeigten – was heißt hier, »die wichtigsten Befunde«? Für die Pläne 1–6 und 10 ist der Maßstab 1 : 100 gewählt; Grabungsgrenzen sind nicht eingetragen. Auch im Text finden sich zahlreiche Befundzeichnungen; es sind vornehmlich Profile in dem höchst ungewöhnlichen Maßstab 1 : 60! Ganz unverständlich ist jedoch das Fehlen eines Schnitt- oder Profilplanes, zumal die Profile auch nicht mit Hilfe der vorliegenden Grundrisse zu lokalisieren sind. Da nutzen auch nicht die in den Profilzeichnungen notierten Planquadratnummern, weil ebenfalls versäumt wurde, dem Leser einen Übersichtsplan mit dem von Doppelfeld eingeführten Planquadratsystem an die Hand zu geben.

Die Profile selbst sind eher skizzenhaft und geben tatsächlich nur ausgewählte Informationen, denn selten sind Schichten mit Befundnummern versehen, wobei zur Befundansprache sowohl Ziffern als auch Buchstaben (so z. B. Textabb. 8) vorkommen. Während sich die Ziffern als Befundnummern im Befundkatalog wiederfinden, fehlen die Befundbeschreibungen für die mit den Buchstaben benannten Schichten. Das in der Textabbildung 14 wiedergegebene Ostprofil Z826 ist auseinander gerissen und mit einem willkürlichen Zwischenraum auf zwei Seiten (46/47) abgebildet. Auch der Versuch, das Profil im Planum (Beil. 6) wiederzufinden, ist nicht einfach, zumal im Planum Befunde fehlen, die im Profil angegeben sind – dies nur als ein Beispiel der zuweilen äußerst schwierigen Befunddokumentation. Fragt sich der Leser, aus welchem Grund ihm die in den Profilen dokumentierten Schichten nur auswahlweise näher erläutert werden, so findet er dazu die leicht kryptische Bemerkung: »Die Zeichnungen der Befunde ... schließen auch im Rahmen dieses Überblicks nicht iden-

tifizierbare Befunde sowie Schichten ein, die bisher nicht identifiziert werden konnten. Die Erfassung und Vorlage aller Befunde, die vermutlich aus der Zeit des 4.–9. Jhs. stammen, wird in einem nächsten Arbeitsschritt zu erbringen sein« (S. 15). Wenig später heißt es, es seien »lediglich spätantike und frühmittelalterliche Befunde sowie einige römische wiedergegeben und beziffert« (S. 16). Dementsprechend finden sich denn auch im Befundkatalog die in den Profilen wiedergegebenen Befundnummern nicht, wenn es sich beispielsweise um mittelalterliche oder neuzeitliche Mauern handelt! Spätestens hier stellt sich die Frage, wie die vorliegende Arbeit eigentlich zu charakterisieren ist, denn an eine Grabungspublikation müsste schon die Forderung gestellt werden, Befunde und Funde komplett vorzulegen und nicht nur in Auswahl. Das Argument, dies sei aus Gründen der Übersichtlichkeit geschehen, kann den das Buch hauptsächlich benutzenden Fachmann nicht überzeugen. Auch der Hinweis auf S. 155, dass »die Gesamtbearbeitung aller Befunde der Kölner Domgrabung ... in den nächsten Jahren durch Ulrich Back erfolgen« wird, erzeugt Ratlosigkeit angesichts der Ankündigung einer Publikation der Fundkataloge und Befunde in drei Teilen: 1. Die frühchristlichen Kirchen; 2. Der alte Dom; 3. die gotische Bauzeit (Kölner Dombl. 64, 1999, 44). Ist das vorliegende Buch jetzt diese Publikation des ersten Teils oder erst jene noch vorzuliegende »Gesamtbearbeitung«? Misslich ist auch, dass in den gelegentlich beigegebenen Farbfotos keine Befundnummern eingetragen sind (im Zeitalter der computergestützten Bildbearbeitung doch eigentlich problemlos zu bewerkstelligen!), auch fehlen immer ein Maßstab sowie der Nordpfeil. (Es sind dies übrigens keine Grabungsaufnahmen des freigelegten Befundes, sondern Aufnahmen des heute konservierten Grabungsbereiches.)

Zu den Einschränkungen gehört auch, dass auf das Münzmaterial »nur in eingeschränktem Maße zurückgegriffen werden« (S. 16) konnte, da der größte Teil der spätantiken Münzen erst nach Bearbeitungsende restauriert war; ebenso wird als Problem auch das Fehlen »eines verlässlichen Gesamtplanes für die Domgrabung Köln« genannt; er wird erst später zur Verfügung stehen! Noch ehe also der Leser sich mit dem eigentlichen Thema befassen kann, sind seine hohen Erwartungen, endlich eine umfassende Publikation der Grabungen mit einer verlässlichen Dokumentation der spätromischen bis frühkarolingischen Funde und Befunde vorliegen zu haben, erheblich gedämpft.

Einleitend betont Ristow unter Hinweis auf die neueren Aufarbeitungen von Kirchengrabungen (z. B. St. Viktor zu Xanten, in Köln St. Severin, St. Gereon und St. Ursula sowie die Grabungen im Bonner Münster), dass sich mittlerweile »die Herangehensweise im besonderen an die Befunde aus Kirchengrabungen wie auch an die Fragen der Kontinuität zwischen Römer- und Frankenzeit sowie der Christianisierung ... in den letzten Jahren stark gewandelt« habe. Als Ergebnis dieser Arbeiten zeichneten »sich mindestens zwei Phasen einer länger andauernden Christianisierung der germanischen

Provinzen ab, nämlich diejenige der Romanen im 4. Jh. und die der zunächst von der Oberschicht der Franken getragene des 6./7. Jhs. Weiterhin kann – bei vorsichtiger Beurteilung der Möglichkeiten zur funktionalen Einordnung von Architekturbefunden – ein Aufkommen von eindeutig als Kirche erkennbaren Bauten erst ab dem 6. Jh. konstatiert werden. Schließlich ist grundsätzlich eine durch das 5. Jh. reichende Kontinuität an den Zentren römischer Siedlungstätigkeit anzunehmen« (S. 18–19), und so reihe sich »die vorliegende Arbeit ... in die neuen Untersuchungen zu den genannten Themenkreisen ein« (S. 19).

Mehr als 550 Fundkomplexe, etwa ein Sechstel des Gesamtbestandes, gehören in den behandelten Zeitraum; dabei handelt es sich überwiegend um Keramik. Nach Aussage des Verfassers gäbe es nur vier mehr oder weniger vollständig rekonstruierbare Gefäße; mehr als zwei Drittel des Materials seien durchmischt oder nicht aussagefähig. So ließen sich in befundrelevantem Zusammenhang weniger als 100 aussagefähige Randfragmente von Gefäßen des 4.–8. Jhs. sowie einige typische Wandfragmente auswerten. Der überwiegende Teil der Keramik gehöre zur sogenannten Mayener Ware, die hauptsächlich dem 4. Jh., seltener der 1. Hälfte des 5. Jhs. angehöre. So erlaube dieses »Fundspektrum ... die Aussage einer mehr oder weniger kontinuierlichen Nutzung des Domgeländes zwischen dem 4. und 8. Jahrhundert«, ähnlich anderen Fundplätzen in Köln sowie aus dem östlichen Frankenreich. »Der relativ hohe Anfall keramischer Funde des 4. und der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts weist für den Bereich des heutigen Kölner Domes auch auf eine Nutzung weiter Teile des Grundstücks durch eine ebenso im Befundbild nachweisbare kleinteilige Wohn- und Gewerbebebauung hin, also eine normale städtische Siedlungstätigkeit« (S. 19 f.). Aufgrund des Fundanfalls können größere bauliche Veränderungen im 5. Jh. angenommen werden, während wegen der »nivellierenden Schichtpakete und ausgedehnten Estrichflächen« die Funde des ausgehenden 5. und 6. Jhs. zahlenmäßig abnehmen, wie dies auch an anderen Orten feststellbar sei. Vermutlich sei die Abnahme der keramischen Gefäße wohl auch durch die zunehmende Verwendung anderer Materialien, z. B. Holz, verursacht. Es könne also »aus der geringeren Anzahl der gefundenen Scherben jedenfalls nicht auf eine aussetzende Bau- oder Siedlungstätigkeit geschlossen werden« (S. 20).

Sonstige gut datierbare spätantike und frühmittelalterliche Funde stammen fast ausschließlich aus der »fränkischen Oberschichtgrablage«; nur wenige Einzelstücke sind außerdem erwähnenswert; gleiches gilt für die Reste nachantiker bearbeiteter Steine. Die Fundmünzen beschränken sich mit Ausnahme der in den Frankengräbern gefundenen späteren Exemplare auf Prägungen des 4. Jhs., die »noch mindestens das gesamte folgende Jahrhundert« kursieren und »sich dementsprechend auch noch in den nachrömischen Fundkomplexen der Domgrabung« finden. Ansonsten wird, was die noch unbearbeiteten Münzen betrifft, auf den noch ausstehenden Band des Fundmünzen-Projektes (FMRD) verwiesen.

Bei den Kleinfunden handelt es sich um Objekte (Fibeln, Nadel u. a.) aus dem ausgehenden 4. und frühen 5. Jh.; außerhalb der fränkischen Gräber sei kein differenzierbares spätantikes oder merowingisches Glas geborgen worden, ebenso wenig nachantike Edelmetallfunde.

Neben den von L. Bakker gesondert behandelten spätantiken Sigillaten gibt es an luxuriösem Gebrauchsgeschirr einige wenige Fragmente bleiglasierter Keramik. Die Oberfläche der »meist aus dem 4. und auch noch dem frühen 5. Jahrhundert stammenden spätrömischen bleiglasierten Gefäße war meist eher gelblich bis olivfarben« (S. 24); deswegen sollte man von der Bezeichnung »grünglasierter Keramik« absehen. Trotz der gut aufgearbeiteten Bestände aus den Grabungen in Krefeld-Gellep sei die Kenntnis der bleiglasierten spätrömischen Keramik für das Rheinland noch »vergleichsweise gering« (S. 25). Auch bei den Trierer Domgrabungen kamen übrigens ähnliche Keramikfunde zutage und werden interessante Vergleichsbeispiele liefern.

Ristow weist darauf hin, dass nur in wenigen Fällen eine aussagefähige Dokumentation schichtgebundener Keramikfunde vorliegt. Am Beispiel der Keramikfunde aus dem Brunnen B921 mit den Fundnummern F70 ff. wird dem Leser die Problematik der offensichtlich nicht immer sorgfältig genug geborgenen Funde deutlich vor Augen geführt, ein Versäumnis, welches den heutigen Bearbeitern nicht anzulasten ist! So muss Ristow feststellen, dass letztlich »weniger als fünfzig durch schichtgebundene Funde datierbare Befunde bzw. Befundgruppen vorliegen. Alle übrigen Datierungen sind relativ erbrachte Zeitansätze« (S. 26). Aus diesem Grunde habe man auch keinen Bezug mehr auf das ältere Periodisierungssystem zur Einteilung der Befunde versucht, »da dies dem Stand der Neubearbeitung nicht entsprochen bzw. zu mehr Verwirrung als Klärung beigetragen hätte«. So entsprechen die von Ristow herausgearbeiteten Phasen 1–3d der von Doppelfeld zu Beginn der Domgrabung formulierten Einteilung in die Perioden IV–VI.

Ehe die Darstellung der »Abfolge der Bauten bis zur Karolingerzeit« beginnt, werden noch Bemerkungen zu Höhenlagen, Baumaterialien, Bautechniken sowie zur Orientierung und zu den Mauerfluchten vorausgeschickt (S. 27–31). So handle es sich bei den Baumaterialien meist um wiederverwendetes Material. Ähnlich wie in Trier ist auch in Köln festzustellen, dass die Estriche und Verputze der spätantiken und frühmittelalterlichen Bauten weitgehend gleich geblieben sind und »von einer bemerkenswerten Tradition römischer Fertigungstechniken« zeugen. Bezüglich der Mauerfluchten und Bauorientierungen ergaben die Untersuchungen, dass »spätestens im 7. Jahrhundert die durch römische Bau- und Straßenfluchten vorgegebene Ausrichtung der Bebauung zumindest in diesem Areal nicht mehr wirksam gewesen« ist (S. 30).

Der wichtigste Teil des Buches gilt der auf knapp 50 Seiten dargestellten Analyse und Deutung der einzelnen Bauphasen (S. 33–82). Grundsätzlich ist hier das Bemühen Ristows hervorzuheben, sich streng an den tat-

sächlich nachweisbaren Befunden zu orientieren. Diese kritische und verdienstvolle Sichtung des Baubestandes führt denn auch zu folgenreichen Korrekturen der bisherigen Vorstellungen. Man denke nur an die phantasivolle und heftige Diskussionen auslösende Rekonstruktion des Merkur-Tempels! Doch ist gleichwohl zu prüfen, ob die daraus resultierenden Schlussfolgerungen eher haltbar und die neu vorgelegten Rekonstruktionen nun begründeter sind. So werden denn in einem ersten Abschnitt die verschiedenen, im Zentrum der heutigen Kathedrale aufgedeckten römischen Baubefunde samt dem hypokaustierten Raum untersucht (S. 33–51) und mit gebotener Vorsicht festgestellt, dass diese Befunde auf dem Gelände des heutigen Domes »eine überwiegende Nutzung durch städtische Wohn- und Gewerbebauung« erkennen lassen; die bislang freigelegten Mauerreste ließen aber keine nähere Bestimmung zu. Dies gelte »insbesondere für die Rekonstruktion der Mauern B395 ff. als Tempel oder auch als Horreum, zumal besonders für die letztere Interpretation weitere Baureste in umliegenden Grabungsarealen hätten erwartet werden können« (S. 35). Um hier zu gesicherten Erkenntnissen zu gelangen, seien aber erst weitere Grabungen nötig.

Besondere Beachtung verdienen jene Baureste, die in der Vergangenheit in Zusammenhang mit den fränkischen Gräbern zur Rekonstruktion einer Kapelle, dem sog. Oratorium, in Anspruch genommen wurden. Wenn ich dies richtig verstanden habe, dann kann nunmehr als sicher gelten, dass der »Apsidenbau« und die fränkischen Gräber nicht zusammengehören, wodurch die ältere Annahme eines »Oratoriums« und einer »Grabkapelle« obsolet geworden ist, ein außerordentlich wichtiges Ergebnis! Stattdessen glaubt Ristow aus den Mauern B1150, B805 und B210 zusammen mit dem stellenweise nachweisbaren Estrich B224 einen gemeinsamen Bauzusammenhang »aus dem späten 4. oder dem 5. Jahrhundert« erschließen zu können (Bau 1). Doch ist es dem Leser meist unmöglich, die entsprechenden Befundzusammenhänge und ihre Interpretationen anhand der Baubeschreibungen, der beigegebenen Profile und Grundrisse nachzuvollziehen, sei es, dass die im Text genannten Befundnummern in den Zeichnungen nicht aufzufinden sind, oder sei es, dass die Beschreibungen selbst unklar sind, wie z. B. im Falle des Estrichs B224, wo es heißt: »Wenn es sich um ehemals zusammengehörige Estrichflächen handelt, hätte der Boden B224 im Westen bis zur Mauer B1150 gereicht und wäre dort durch B821 überbaut worden« (S. 195). Irritiert fragt sich der Leser, was denn nun ist. Wie wichtig eine verbindliche Auskunft gewesen wäre, zeigen die nun im Folgenden vorgeschlagenen Rekonstruktionen zu Bau 1. Es wird nämlich aus diesen Angaben und spärlichen Baubefunden ein dreischiffiger Apsidenbau mit seitlichen Pastophorien und einem östlich anschließenden »gedeckten oder ungedeckten Hof« (vgl. Abb. 22–24) rekonstruiert, ein äußerst wagemutiges Unternehmen, denn es ist eigentlich, wenn überhaupt, nur ein kleiner Apsidensaal zu belegen! Geradezu ärgerlich sind die in den Abb. 22–23 rot mar-

kierten, doch wohl den ergrabenen Befund bezeichnen den Eintragungen, denn beim Vergleich mit dem in Beilage 2 dokumentierten Grabungsbefund ergeben sich Widersprüche: wo ist z. B. das in Abb. 22 eingetragene Stützenfundament? Wo ist die in Abb. 23 markierte westliche Mauer? Was ist eigentlich mit der Mauer B806, die erst für Bau 2 als Südwand angenommen wird? Zugleich zeigen diese Zeichnungen aber auch, auf welchem Fundament der in Abb. 24 vorgelegte Rekonstruktionsvorschlag für Bau 1 beruht! Ristow hätte es besser bei seiner Feststellung, dass »eine zuverlässige Darstellung dieses Apsidenbaues ... z. Zt. mangels ausreichender Daten bzw. erhaltener Befunde eigentlich nicht möglich« ist (S. 53), belassen sollen. Demnach muss auch die Frage, »ob es sich um eine Kirche gehandelt hat«, zu recht offen bleiben (S. 84).

Ebenso unsicher ist die Rekonstruktion der nächsten Bauphase (Bau 2). Nach Ristow lässt sich »wahrscheinlich noch für das 5. Jahrhundert ... eine umfassende Veränderung der spätantiken Bebauung in diesem Bereich der Domgrabung feststellen« (S. 53). Als wichtigstes Indiz dient der Estrichbefund B214, der »ebenso wenig wie die zugehörigen Mauern funddatiert« sei und »zwischen dem älteren Boden B224 des ausgehenden 4. oder 5. Jahrhunderts und den Frankengräbern B808, B809 des mittleren Drittels des 6. Jahrhunderts eingeordnet werden« müsse (S. 53). Bau 2 habe »ähnliche Ausmaße wie der beschriebene Apsidenbau 1 besessen« (S. 54), doch sei im Einzelnen unklar, ob die Apsis B210 »noch im aufgehenden Teil bestand und in irgendeiner Weise in die Architektur zu Boden B214 integriert worden ist« (S. 54). Deswegen sei auch der Ostabschluss von Bau 2 nicht sicher festzulegen. In dem in Abb. 26 vorgelegten Rekonstruktionsvorschlag geht man offensichtlich davon aus, dass der kleine Apsidensaal samt Apsis und Nordwand (B805) mit neuer Südwand B806 weiterbeutzt worden ist. Dabei ist aber im Ostprofil Z634–635 (Abb. 28) deutlich erkennbar, dass die Estrichausflückung B214a nach Einbringung des fränkischen Grabes B808 deutlich die Oberkante der Mauer B805 überdeckt! Demnach kann diese Mauer zu diesem Zeitpunkt in diesem Bereich nicht mehr in Bau 2 sichtbar gewesen sein. Von einer älteren Südwand unter B806, die auch an dieser Stelle gelegen haben müsste, ist nichts zu erkennen! Sicher scheint nur, dass die fränkischen Gräber B808, B809 und wohl auch B838 und B865 im mittleren Drittel des 6. Jhs. in den wie auch immer gestalteten Bau 2 eingebracht wurden, den man somit »jedenfalls in seiner letzten Nutzungsphase – als größeren Grab- bzw. Memorialsaal ansprechen« könne (S. 83). Den in Abb. 26 vorgelegten Rekonstruktionsvorschlag muss man hingegen als nicht begründet ablehnen.

Die Baubefunde zur »Kirche aus der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts (Bau 3a)« liefern nach Ristow »eindeutigere Hinweise« (S. 60). Hier sind es vor allem die auf dem Boden B214 des Baues 2 errichteten liturgischen Einbauten, wie die Reste einer »schlüssellochförmigen Amboanlage B208a–c«, zu der sich Vergleiche in Köln, St. Ursula, Trier, Boppard, Lavant, Genf und Vienne

finden, die überwiegend in die 2. Hälfte des 6. Jhs. zu datieren seien. Zu dieser Bauphase 3a gehören auch die »ohne konstruktiven oder stratigraphischen Zusammenhang zu den Befunden im Innern des gotischen Domes ... östlich des mittelalterlichen Chores [freigelegten] Teile des frühchristlichen Bischofskirchenkomplexes aus dem 6. Jahrhundert« (S. 63) mit dem »Baptisterium mit seiner markant geformten Taufpiscina B564«. Bei der Behandlung des Baptisteriums kann Ristow auf seine früheren Arbeiten zurückgreifen und eine plausible Bauabfolge aufzeigen. Was allerdings den Kirchenbau (Bau 3a) betrifft, so ergeben sich unter Berücksichtigung der tatsächlich nachgewiesenen und für diese Bauphase in Anspruch genommenen Baureste (Beilage 8 A) im Hinblick auf die vorgeschlagene Grundrissgestalt und den Baukörper erhebliche Zweifel. Von den Stützenreihen ist nichts belegt, ebenso wenig von der angenommenen Chorapsis. Dies muss bedacht werden, wenn man die von Z. Vasáros angefertigten farbigen Rekonstruktionen dieses Baues beurteilen will: Kaum etwas davon ist begründet; ganz abwegig ist die Vorstellung, über den Säulenreihen hätte es einen Architrav gegeben!

Aufgrund der Befundanalyse sind an dem Bau 3a im Laufe des 6. und 7. Jhs. mehrere Umbauten vorgenommen worden (Bau 3b/3c), über die aber im Einzelnen manche Unklarheiten bestehen. So könne beispielsweise »über die Nord- und Süderstreckung von Bau 3b ..., ebenso wie bei den Vorgängerphasen, keine Aussage getroffen werden« (S. 71). Dies gilt im Wesentlichen auch für die »Umbauphasen der merowingischen Kirche im 7./8. Jahrhundert (Bau 3c)«; so könne zwar durch Estrichreste B1104 als »eine einschneidende Veränderung ... die großflächige Erweiterung der Kirchenfläche nach Westen« festgestellt werden (S. 72), doch könne »keine weitere Aussage zur inneren oder äußeren Gestalt dieses Teils von Kirchenbau 3c getroffen werden« (S. 73). Problematisch ist vor allem die Befundinterpretation »der vermutlichen Nordwestecke dieses Kirchenbaus« (S. 73). Der hier konstatierte »Rest eines Eingangsbereiches von Norden (B1021)« ist beim besten Willen auf dem in Beilage 3 dokumentierten Befund nicht zu erkennen. Auf Beilage 8 gelten offenbar diese Mauerreste als zum Bau 3d gehörig, ebenso die den Ambo ersetzende *schola cantorum* (B207), von der es auf S. 73 f. heißt: »Zwischen dem Ende der Nutzungszeit der mindestens einmal umgebauten schlüssellochförmigen Amboanlage B208a–c von Bau 3a/b und der letzten Nutzungsphase des Kirchenbaus 3d wurde anstelle des schlüssellochförmigen Ambo die rechteckige, gut 4 m breite und ursprünglich etwas mehr als 8 m lange Konstruktion einer *schola cantorum* (B207) westlich an das Presbyterium angefügt«.

Die letzte, in dem hier vorliegenden Band behandelte Bauphase wird als »karolingische Bauphase mit dem ›St. Galler Ringatrium‹ aus dem 8./9. Jahrhundert (Bau 3d)« bezeichnet (S. 76–82), wobei von Bau 3d »lediglich Teile vom Ost- und Westabschluss erhalten« seien. (S. 76) Ferner heißt es: »Eine verlässliche Angabe für den Verlauf der nördlichen und südlichen Außenmauern

von Bau 3d scheint nach den z. Zt. bekannten Grabungsbefunden nicht möglich zu sein« (S. 78). Deswegen fragt man sich auch, womit z. B. das Querschiff begründet wird. Irritierend ist wiederum der in Beilage 8 B wiedergegebene Grundriss bezüglich der Nordwestecke. Hier wird als Befund das Fundament der westlichen Stütze der nördlichen Stützenreihe angegeben; das gemäß Beilage 3 wohl gemeinte Mauerstück B162a wird aber im Befundkatalog als »spätromisch« klassifiziert, ebenso wie der »Trachytquader« B162, der möglicherweise im rekonstruierten Grundriss als südliche Türwange erhalten muss. Oder sollten diese Angaben im Grundriss sich auf andere Mauern beziehen, die aber im Befundplan (Beil. 3) gar nicht angegeben sind? Besser durch Befund belegt ist das so genannte westliche Ringatrium, wenn auch für den rekonstruierten, äußerst schmalen »Westchor« wieder jegliche Anhaltspunkte fehlen. Bezüglich der Datierung dieses Baues 3d stellt Ristow fest, dass »eine genauere Festlegung der Datierung der hier unter Bau 3d zusammengefassten Bauphasen ... mit den Mitteln der Archäologie z. Zt. nicht möglich« sei (S. 79). Dennoch meint er unter Verweis auf die Schriftquellen, die eine für die Zeit zwischen 787 und 800 getätigte Stiftung von zwei Altarantependien durch Karl den Großen und Erzbischof Hildebald von Köln überliefern, dass dies »im ausgehenden 8. Jahrhundert die Rekonstruktion von zwei Hauptaltären in einer Ost- und Westapsis des Domes wahrscheinlich macht«; demgemäß »würde die Bauphase 3d ... am ehesten mit der Nennung Bischof Hildebalds als Bauherrn für ein *monasterium novum sancti Petri* am Dom in späteren Quellen korrespondieren« (S. 80). Bei der Betrachtung der Beilage 8 A mit den Bauphasen 3a/b und 3d (Beil. 8 B) muss man eigentlich zwei völlig verschiedene Bauten feststellen, die nur wenig gemeinsam haben. Ist es deshalb wirklich gerechtfertigt, beide Bauten zu einer Bauphase 3 zusammenzufassen?

Im Kapitel über die Deutung der Baubefunde (S. 83–97) resümiert Ristow seine Ergebnisse, wobei er hier erfreulicherweise zunächst wieder zu einer kritischen Distanz zurückfindet. So heißt es über die beiden Bauphasen 1 und 2: »Festzuhalten ist, daß für den Kölner Apsidenbau 1 keine Angaben zu seiner möglichen Funktion gemacht werden können. Ob es sich um eine Kirche gehandelt hat, muß also offen bleiben. Anzeichen für eine kirchliche Nutzung von Bau 2 aus der Kölner Domgrabung sind bisher aus dem sehr fragmentarischen Befund ebenfalls nicht herauszulesen. Eine solche kann einstweilen nur vermutet werden« (S. 84). Doch müssen diese Feststellungen nicht auch für die bauliche Gestalt gelten?

Mit den fränkischen Bestattungen im mittleren Drittel des 6. Jhs. sei erst eine Funktionsbestimmung von Bau 2 möglich; es handle sich nunmehr um einen Bau, der mit anderen Grab- und Memorialsälen »an anderen Orten des Frankenreiches für die Zeit des 6./7. Jahrhunderts« vergleichbar sei (S. 84). Dabei ist jedoch bemerkenswert, dass es sich bei den genannten Vergleichsbeispielen in der Regel um einschiffige Saalbauten handelt, nicht um dreischiffige Anlagen, wie in Köln angenom-

men! Übereinstimmen kann man jedoch mit der Feststellung, es könne »erst mit der Errichtung liturgischer Einbauten wie Ambo, Presbyteriumsschranken, Altar oder Taufbecken usw. ... eine überwiegende und sogar rein kirchliche Nutzung postuliert werden« (S. 86). Diese »nachträgliche Zufügung solcher Ausstattungsbestandteile in spätantike, während der Merowingerzeit zu Bestattungszwecken genutzte Architektur im 6./7. Jahrhundert« sei keine Seltenheit (S. 87), wie zahlreiche Beispiele im östlichen und südlichen Teil des Frankenreiches zeigten. Doch bliebe jeweils zu klären, »wann sich der Wandel vom Grab- bzw. Memorialbau zur ›Grabkirche‹ bzw. einer Kirche mit ihren verschiedenen Aufgaben als Bischofs-, Pfarr- oder Klosterkirche usw. vollzieht« (S. 87f.). Seine vorsichtige Position bezüglich der Funktionsbestimmung des Baues 1 unverständlicherweise wieder verlassend formuliert Ristow wenig später: »Denkbar wäre für den Apsidenbau 1 dementsprechend eine Funktion mit Memorialcharakter am Stadtrand des spätantiken Köln oder auch als Kirche, sogar als bischöfliche Kirche. Bau 2 wird durch die eingebrachten reichen Bestattungen von zu dieser Zeit sehr wahrscheinlich bereits christianisierten Angehörigen der fränkischen Oberschicht als Grab- und Memorialbau oder als ›Grabkirche‹ zu werten sein. Hier ist also ein möglicher Schwerpunktwechsel in Bezug auf die Nutzung von Bau 2 denkbar« (S. 88). Sichereren Boden betritt man eigentlich erst mit Bau 3a, denn es ist Ristow wieder zuzustimmen wenn er ausführt: »Mit den Umänderungen zu Bau 3a vollzieht sich bei den Bauten unter dem Kölner Dom der Entwicklungsschritt zum in der primären Funktion festgelegten Kirchenbau ... In dem Bau ist wahrscheinlich die Kölner Bischofskirche dieser Zeit zu sehen. Dies legt schon allein die repräsentative Größe der Amboanlage B208a–c und der Taufpiscina B564 nahe.« (S. 89). Doch müssen auch hier, um dies nochmals zu betonen, bezüglich der Rekonstruktion des Baukörpers erhebliche Vorbehalte geltend gemacht werden. Es muss bei der Vorlage solcher Rekonstruktionen immer bedacht werden, wie schnell solche schön »gemalten Bilder« sich im Bild der Allgemeinheit festsetzen, die sich nicht der Prüfung ihrer Plausibilität unterziehen will oder kann. Hier ist die Verantwortung des Archäologen gefragt!

Vor der Zusammenfassung und einem Nachwort mit der Forderung nach neuen Grabungen werden noch kurz die literarischen Schriftquellen »als historischer Hintergrund für die archäologischen Befunde« resümiert, ohne über das bisher Bekannte neue Aspekte beizubringen (S. 94–97).

Es folgen zwei Beiträge, in denen sich Lothar Bakker mit der rädchenverzierten Argonnen-Terra-sigillata befasst (S. 109–123) und Dorothea Hochkirchen ausgewählte Steinfunde aus der Kölner Domgrabung vorlegt (S. 125–149). Ungünstig ist, dass die jeweils zugehörigen Katalogteile zur Keramik (S. 535–550 und Taf. 17–29) und zu den Steinfunden (S. 551–592) von den Aufsätzen getrennt abgedruckt sind, was ein häufiges Herumblättern zur Folge hat, zumal wenn die jeweiligen

Katalognummern mit den Fundnummern im Gesamtkatalog, den wieder S. Ristow bearbeitet hat, verglichen werden sollen. Was den Beitrag von L. Bakker, der als Spezialist für die Bearbeitung der Argonnensigillata gewonnen wurde, angeht, so liefert er vor allem mit den abgedruckten Tabellen wertvolle Hinweise zur Klassifizierung und Datierung der rädchenverzierten Terra sigillata, die als »Leitfossil spätrömischer Fundplätze des 4. bis 6. Jahrhunderts im Nordwesten des Imperium Romanum« bezeichnet wird. (S. 109) Die Auswertung des Fundmaterials aus der Kölner Domgrabung zeigt »beispielhaft einen Ausschnitt aus den bisher für Köln insgesamt zusammengestellten Funden dieser spätantiken Keramiksorte ... Dabei wird deutlich, dass dieses Leitfossil spätrömischer Fundplätze bis in die dreißiger und vierziger Jahre des 5. Jahrhunderts n. Chr. in die Wohnbauten und ersten Kirchenanlagen in der Nordostecke der römischen Stadt, dem Areal des sich entwickelnden Domes, gelangte. Datierungsmäßig liegt der Schwerpunkt der verzierten Argonnen-TS im letzten Viertel des 4. und in den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts« (S. 118).

Ebenso sorgfältig ist der Beitrag von D. Hochkirchen bearbeitet. Sie versucht, einige charakteristische Steinfinde in ihren ursprünglichen Bauzusammenhang einzuordnen, wobei besonders die Rekonstruktion der Säulenstellung, die im Bereich unter dem südlichen Querhaus des Domes gestanden hat, von Interesse ist. Hieran zeigt sich, wie bei genauer Beobachtung auch aus kleinen Resten erfolgreich architektonische Gliederungselemente rekonstruiert oder Aussagen über Innenausstattungen gewonnen werden können.

Die von S. Ristow vorgelegten Kataloge über die Befunde (S. 155–349) und Funde (S. 351–533) sind sehr ausführlich und liefern meist alle wünschenswerten Informationen. Besonders wichtig sind für denjenigen, der sich intensiv mit diesen Grabungen beschäftigen will, die Hinweise auf die jeweiligen Vorberichte oder bisherigen Publikationen, in denen die Befund- bzw. Fundnummer erwähnt oder diskutiert wurde; dies ist auch deswegen nötig, da ein großer Teil der Befunde in dem vorliegenden Buch weder in den Grundrissen noch in den Profilen abgebildet ist. Wenig hilfreich sind jedoch die sehr häufig zu findenden Bemerkungen: »Fundkomplex mit jüngerem Material durchmischt; für die Befundinterpretation nicht maßgeblich«. Sind hiermit etwa Streufunde gemeint? Was soll der Benutzer des Buches mit solchen Angaben anfangen, zumal im Fundkatalog jeweils die Fundortangabe fehlt? Wenn man schon ausgewählt hat, dann hätte man darauf auch verzichten können!

Eine abschließende Bewertung fällt dem Rezensenten außerordentlich schwer; zu zwiespältig ist der Eindruck. Trotz aller Einwände und Vorbehalte, besonders hinsichtlich der vorgeschlagenen Rekonstruktionen, stellt der Band 9 der Studien zum Kölner Dom einen wichtigen Beitrag zur Erforschung dieses Baudenkmals dar. Verdienstvoll ist das Bemühen, die komplizierten Befunde in eine neue chronologische Ordnung gebracht

zu haben; es wurden nicht nur bisherige Vorstellungen korrigiert, sondern es wurde auch für die weiteren Forschungen eine neue Basis geschaffen. Lobenswert ist es auch, dass die Forderung nach einem »lesbaren Fließtext« (Kölner Dombl. 65, 2000, 31) erfüllt wurde, denn die Herausgeber wollten allen »an der Vorgeschichte des Domes Interessierten ein Buch, das ihnen in verständlicher Weise zu den frühchristlichen Bauten Auskunft gibt«, an die Hand geben. Ob allerdings die Beauftragung eines »Fachzeichners«, »die Ergebnisse auch in für den Laien überschaubaren Rekonstruktionszeichnungen darzustellen« (ebd.), eine gute Idee gewesen ist, ist nach Vorlage des Ergebnisses in höchstem Maße zu bezweifeln. Auch stellt sich die Frage, was der »interessierte Laie« mit den Fund- und Befundkatalogen anfangen soll, die doch wohl eher für die Fachwissenschaftler bestimmt sind. In diesem Falle aber ist festzustellen, dass der vorliegende Band die Vorstellungen einer nach heutigen Maßstäben zu gestaltenden Grabungspublikation in wesentlichen Punkten nicht erfüllt! Dennoch schaut man mit großen Erwartungen den folgenden Bänden entgegen, denn aus Fehlern kann man bekanntlich auch lernen.

Trier

Winfried Weber